

DIE ZEIT

Wissen 40/2001

"Kinder leiden am meisten"

In München verdient er sein Geld mit Schönheitsoperationen, in Afghanistan versorgt Heinrich Schoeneich Kriegsoffer. Ein Gespräch über zwei Welten

von Sabine Etzold (Gesprächsführung)

die zeit: Sie helfen seit zehn Jahren regelmäßig als Chirurg in Afghanistan, noch im März haben Sie im Krankenhaus von Chak e Wardak in der Nähe von Kabul operiert. Was geschieht jetzt mit den Patienten und dem Personal?

Heinrich Schoeneich: Alle haben riesige Angst vor amerikanischen Angriffen. Die deutschen Helfer haben das Krankenhaus verlassen, als Letzte auch dessen Leiterin Carla Scheffer. Vierzig Afghanen versuchen nun, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Vorräte sind genug da, auch Medikamente. Aber sie sind unsicher, wie alles weitergeht. Die Leute werden ja auch von uns bezahlt.

zeit: Wie beurteilen Sie die Lage in Afghanistan?

Schoeneich: Es ist eine menschliche Katastrophe. Afghanistan ist ein kleines Land, in dem fast 30 Jahre lang Krieg herrscht. Für mich haben die Amerikaner sehr viel dazu beigetragen, dass es so weit kommen konnte. Da ist nicht mehr viel kaputtzumachen. Im letzten Jahr gab es obendrein eine Dürrekatastrophe. Alle Hilfsorganisationen sind jetzt außer Landes. Die Leute dort sind angewiesen auf fremde Hilfe. Ich weiß nicht, wie sie jetzt leben sollen.

zeit: Was hat Sie nach Afghanistan geführt?

Schoeneich: Ich gehöre zum Team von Interplast, einer medizinischen Hilfsorganisation, die, übrigens nicht nur in Afghanistan, Kriegsverletzungen, angeborene Missbildungen und Verbrennungsfolgen versorgt. Ich behandle hauptsächlich Kinder, die leiden am meisten unter Krieg, Armut und Unterversorgung. Natürlich verweigern wir auch keinem Erwachsenen eine notwendige Operation. Aber in Afghanistan behandeln wir 60 bis 70 Prozent Kinder.

zeit: Gibt es typische Verletzungen?

Schoeneich: In den ersten Jahren waren es zu 70 Prozent Kriegsverletzungen, Minen-, Schrapnell-, Schussverletzungen und Verbrennungen. Als indirekte Kriegsfolge gibt es sehr viele Poliofälle. Zwar wurde auch während der sowjetischen Besatzung regelmäßig geimpft, aber der Impfstoff war unwirksam, weil Stromausfälle die Kühlkette unterbrochen hatten. Seit die Taliban vor drei Jahren ein Waffenverbot verhängt haben, sind die Kriegsverletzungen tatsächlich zurückgegangen.

zeit: Was sind jetzt die häufigsten Operationen?

Schoeneich: Viele Klumpfüße, Gaumenspalten und hauptsächlich Verbrennungen. Das liegt an den eisigen Wintern in dieser Höhe. Die Leute schlafen in Hütten, in deren Zentrum ein kleiner Ofen steht. Da legen sie sich sternförmig herum und breiten einen Teppich so über sich aus, dass die warme Luft darunter streicht. Immer wieder verursacht herunterfallende Holzglut Brände und schwere Verbrennungen. Die führen zu extremen Verwachsungen. Die Kinder laufen auf narbigen Stümpfen, die aufgebrochen sind und verkrustet mit Schmutz.

zeit: Wie sind Ihre Arbeitsbedingungen vor Ort?

Schoeneich: Das Krankenhaus ist im Vergleich zum restlichen Land eine Oase. Es liegt abseits des Kriegsgeschehens 65 Kilometer südwestlich von Kabul. Es hat 40 Betten und ist dank seiner umsichtigen Leiterin gut ausgestattet. Wenn unser Team zweimal im Jahr anreist, dann sind bis zu 500 Patienten zu versorgen. Dann werden rundherum Zelte aufgebaut. Leider können wir nicht alle, die kommen, auch operieren.

zeit: Trotz Dauereinsatz?

Schoeneich: Ja, von morgens sieben bis abends sechs, ohne Mittagspause. Jeden Tag 18 bis 20 Patienten. Beim letzten Mal haben wir zu zweit 180 Kranke operiert. Wobei es mich immer wieder erstaunt, mit welchen einfachen Mitteln unsere Anästhesistin auskommt und dass insbesondere alle Operationen ohne große Infektionen abgehen. Da kommen die Patienten mit völlig verdreckten Wunden auf den OP-Tisch, und die Wunden heilen ohne Antibiotika.

zeit: Wie ist generell die Krankenversorgung in Afghanistan?

Schoeneich: Schlecht natürlich. Es gibt zwar in den großen Städten von Ärzten betreute Versorgungsstationen. Aber diese Ärzte sind schlecht ausgebildet und überfordert. Meist handelt es sich um schnell nachqualifizierte Krankenpfleger, die sich dann Ärzte nennen.

zeit: Haben Sie in den zehn Jahren Afghanistan-Einsatz nicht versucht, gute Ärzte auszubilden?

Schoeneich: Ja, denn eine Metapher des Helfens lautet: "Schenke ihm einen Fisch, und er wird heute satt. Lehre ihn das Fischen, dann wird er für den Rest seines Lebens satt." Leider funktioniert das in Afghanistan nicht. Jeder Arzt, der etwas kann, verlässt das Land sofort, geht nach Pakistan oder noch weiter weg, um eine Privatpraxis zu eröffnen oder sonst wo unterzukommen. Übrigens nicht nur Ärzte, sondern jeder irgendwie Qualifizierte. Ich verstehe das sehr gut. Man kann eigentlich nur jedem raten, wegzugehen oder wenigstens seine Kinder rauszuschmuggeln. In diesem Land kann man nicht mehr leben. Je gebildeter jemand ist, desto weniger hält er es hier aus.

zeit: Soll man nun kranke und verletzte Kinder im Ausland behandeln, wie das ja manche Organisationen tun?

Schoeneich: Das halte ich für sehr problematisch, wir werfen es auch einigen Organisationen vor. Die laden in Afghanistan einen ganzen Flieger voller Kinder und verteilen sie dann über ganz Deutschland auf Krankenhäuser, wo es zum Teil gar keine Spezialisten für die Behandlung gibt. Jeder Chefarzt meint dann, er müsste ein solches Kind versorgen. Er kommt so in die Zeitung, und der Tennisclub und der Golfclub spenden für den kleinen Mudschahidin.

zeit: Und der wird dann so richtig verwöhnt.

Schoeneich: Das ist ja das Problem. Die Kinder werden emotional total überversorgt. Das wird im Alter über zehn Jahren richtig gefährlich. Sie sind in Deutschland die großen Stars, sind in der Zeitung, bekommen Geschenke und können sich nach der Rückkehr in ihren Familien nicht mehr einleben. Wir haben das Drama oft erlebt, wenn wir diese Kinder in Afghanistan nachbehandeln. Die wollen alle wieder nach Deutschland. Außerdem ist das viel zu teuer. Für das Geld eines Klinik-Tagessatzes in Deutschland mache ich in Afghanistan locker zwei Einsätze und versorge dabei rund 400 Kinder.

zeit: In München verdienen Sie Ihr Geld mit Schönheitsoperationen, in Afghanistan flicken Sie kriegsversehrte und missgebildete Kinder zusammen. Wie finden Sie sich in zwei so verschiedenen Welten zurecht?

Schoeneich: Manchmal muss ich allerdings mein ärztliches Tun in Deutschland infrage stellen. Von Haus aus bin ich plastischer Chirurg. Ich war zehn Jahre an der Uni und habe fast alles gemacht: von der angeborenen Missbildung über Tumorchirurgie, Handchirurgie, Wiederherstellung nach Unfällen bis zur Geschlechtsumwandlung. Mit Schönheitsoperationen verdiene ich das Geld für meine Einsätze in Afghanistan und Birma. Interplast bezahlt nur den Flug, aber kein Gehalt.

zeit: Und woher bekommt Interplast sein Geld?

Schoeneich: Aus Spenden. Wir haben einen festen Spenderstamm, bekommen auch Beträge aus Bußgeldern, wenn Leute zu Geldstrafen für gemeinnützige Zwecke verurteilt wurden. Auf diesem Umweg haben wir schon Geld von Waffenhändlern und Schwarzgeldschiebern bekommen.

zeit: Es gab Vorläuferprojekte in Afghanistan, die jedoch alle eingestellt wurden. Warum?

Schoeneich: Das waren Projekte der EU, keine reinen Interplast-Projekte. Die EU hatte 1991 plastische Chirurgen aufgerufen, in Peschawar, in Pakistan, schwer verletzte Flüchtlinge aus Afghanistan zu behandeln. Dort arbeiteten im Wechsel insgesamt zwölf Ärzteteams unter der festen Leitung meines Kollegen Ortwin Joch. 1995 wurde die Versorgung nach Afghanistan, nach Dschalalabad, verlegt. Aber die EU stellte dann 1998 die Förderung ein.

zeit: Bestand kein Bedarf mehr?

Schoeneich: Keineswegs, Joch hatte einen Riesenzulauf, täglich mehr als 50 Patienten in der Ambulanz. Aber in Europa ließ das Interesse an Afghanistan nach. Man sah auch nach zehn Jahren keine Änderung der Verhältnisse.

zeit: Das Land liegt eben weit weg und liefert meist negative Schlagzeilen.

Schoeneich: Diesem Unverständnis und dieser Abneigung begegne ich auch persönlich häufig. Bekannte und sogar Freunde bezeichnen mich als Spinner, der so blöd ist, Leuten zu helfen, die nichts als Krieg im Kopf haben. Dabei sollten Sie einmal sehen, wie liebevoll die miteinander umgehen, wie fürsorglich die Väter die Behandlung ihrer Kinder begleiten.

Heinrich Schoeneich beteiligt sich seit zehn Jahren an Hilfseinsätzen in Pakistan und Afghanistan. Der 53-jährige Münchner ist Mitglied von Interplast Germany, einem gemeinnützigen Verein für plastische Chirurgie in Entwicklungsländern. In zehn Jahren haben seine Teams fast 8000 Operationen durchgeführt. Jetzt ist die Arbeit gefährdet.